

A photograph of two LEGO minifigures in a trench, viewed from behind. They are wearing grey helmets and carrying rifles. A large, detailed LEGO tank wheel is in the foreground, partially obscuring the figures. The background is a blurred outdoor setting with greenery and a path.

HANS WAAL

DIE NACHHUT

Roman

EDITION DUMDIDELDEI

Hans Waal

Die Nachhut

Inhaltsverzeichnis

[Impressum](#)

Hans Waal

DIE NACHHUT

Roman

Bis auf die üblichen Verdächtigen der Zeitgeschichte sind alle Figuren frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen, Namen, Verhalten oder Funktion sind Zufall oder unvermeidlich, jedenfalls keine böse Absicht.

Copyright © 2008 by Hans Waal / Holger Witzel

Alle Rechte vorbehalten.

Holger Witzel / Steinstraße 15 / D - 04275 Leipzig

www.hanswaal.de

„Die Nachhut“ erschien 2008 zuerst im Plöttner-Verlag Leipzig und ab 2010 als Taschenbuch im Aufbau Verlag Berlin.

Unter dem Titel „La Retaguardia“ liegt eine Übersetzung auf Spanisch vor: Copyright © 2010 by Lengua de Trapo, Madrid.

Die Übersetzung wurde vom Goethe-Institut gefördert.

Dieses Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors oder seiner Vertreter unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,

Mikroverfilmungen und die Verarbeitung in elektronischen Systemen.

EDITION DUMDIDELDEI · LEIPZG

E-BOOK ISBN 9783757957438

PRINT ISBN 9783757956165

für Ruth Anders (1916-2007)

SONNTAG

28. MÄRZ 2004: Heute muß Karfreitag sein, und daran – meine liebe Liesbeth – kann selbst Otto wenig ändern. Stell Dir nur vor: Er hat gerade erst den Jahreswechsel befohlen! Dabei spürt man im äußeren Postengang schon deutlich, wie die Erde taut und der Beton schwitzt – daß Frühling wird. Wir hängen der Wirklichkeit mindestens zwei Monate hinterher, eher mehr. Nach meiner Rechnung möchten es inzwischen ganze 79 Tage sein.

Zuweilen werde ich das Gefühl nicht los, Otto vergißt den Tagesbefehl sogar absichtlich. Um Papier zu sparen? Wegen der Truppenmoral? Was weiß ich. Womöglich denkt er sich aber auch gar nichts dabei, denn an anderen Tagen läßt er mich gleich wieder zwei Formulare ausfüllen, weil er den Mittagsschlaf mit der Nachtruhe verwechselt. Oder weil es sonst nicht mehr viel zu befehlen gibt. Ich kann Dir vielleicht sagen ...

Wenn nicht gerade eine Beförderung ansteht oder eine Beisetzung, interessiert das genaue Datum hier unten sowieso keinen mehr. Jahreszeiten haben für die Kameraden jede Bedeutung verloren. Wahrscheinlich feiern wir sogar den Geburtstag des Führers seit Jahren im

Hochsommer. Konrad meint, das wäre auch egal. Ich bin mir da nicht so sicher, aber Befehl ist Befehl.

Schon gut, Liesbeth, ich weiß, was Du jetzt wieder sagen wirst: Ich soll nicht so viel grübeln und jede Stunde zählen, die Tage und Monate – und die Schaltjahre nicht zu vergessen! Es mag ja sein, daß sich Zeit mit Zeitrechnung nicht wirksam vertreiben lässt: Ein Jahr wird nicht kürzer davon – aber Liesbeth – es wird auch nicht mehr! Und das ist doch schon allerhand Trost: Ein Jahr bleibt ein Jahr. Dafür braucht niemand Befehle, nicht mal Jahreszeiten, die mir immer noch am meisten fehlen, neben meinem Piano und Dir natürlich.

Sieh es mir also nach! Ich möchte mir nur vorstellen, was Du gerade machst, wie Du wohl aussiehst und was du trägst, ob es ein Kleid ist oder ein dicker Mantel, ob Du am Ofen in unseren Lieblingsbüchern schmöckerst oder mit den anderen Mädchen im Strandbad tobst. Oder am Wyschtyter See? Hält unser Steg noch? Warst Du mal wieder dort? Ich hoffe, allein!

Bei uns hat sich seit meinem letzten Eintrag wenig getan: Josef schläft die meiste Zeit. Otto verfällt zusehends. Und Konrad kocht und ißt und kocht – an ihm perlt alles ab wie an einem frisch gewichsten Stiefel. Immer öfter verschwindet er mehrere Stunden in der Werkstatt und atmet absichtlich Lösungsmittel ein. Dann sei alles gut, sagt er, und manchmal beneide ich ihn insgeheim für diese dumpfe Gleichgültigkeit.

Und bei Dir? Wie geht es Mutter, Gisela und Wolfgang? Mein Gott – das Wölfchen! Wahrscheinlich ist der Kleine inzwischen selbst seit Jahren an der Front. Und Vater? Ich muss mich wohl endgültig von dem Gedanken verabschieden, er könnte noch leben. Auch davor schützt

die elende Rechnerei – vor falschen Hoffnungen. Ich bete, daß er wenigstens einen ehrenvollen Rittertod gefunden hat, wie er sich das immer gewünscht hat.

Ein von Jagemann stirbt nicht im Bett, er stirbt im Feld oder nie! Oft denke ich an seine Worte und höre ihn über meine Wehwehchen lachen, wenn ich klein und krank im Bett lag. Nun muss ich mich in seinem Namen auch noch für meine traurige Laufbahn schämen: Ein von Jagemann, verdammt zum Warten und der Befehlen eines klapprigen Greises ausgeliefert, der just in diesem Moment wieder brüllt wie ein Ochse, und niemand weiß warum. Es wird wirklich immer schlimmer mit Otto!

Unter normalen Umständen dürfte er nicht mal mehr eine Schar Pimpfe befehligen. Laut Soldbuch ist er fast 90 Jahre alt. Ein Bein gehorcht ihm gar nicht mehr, das andere selten, gelegentlich macht er sich naß. Sein blindes Auge verbirgt er unter einer Augenklappe, und so wie er das andere zusammenkneift, würde ich meinen Sold der letzten 50 Jahre darauf wetten, daß er damit auch nicht mehr viel sieht. Wenn er beim Morgenappell seinen gesunden Arm zum Gruß erhebt, braucht er hinterher jedes Mal eine halbe Stunde Frischluft. Und siehst Du, so gibt es doch immer noch etwas Neues zu vermelden: Die Flaschen mit reinem Sauerstoff sind nämlich alle. Josef hat deshalb extra für Otto einen Schlauch vom Belüftungssystem abgezweigt – vor der Filteranlage! Was bei einem Gasangriff wird? Tja, das habe ich natürlich auch zu bedenken gegeben, aber glaube bloß nicht, es hätte einen interessiert!

Oft erinnert mich Otto an Oma Luise, kurz bevor sie starb. Weißt Du das auch noch: Wie sie sich selbst nicht mehr im Spiegel erkannte? So ähnlich ist es auch mit ihm: Man stellt seinem Kommandeur in aller Form eine Frage, und

der schaut einen an, als stünde Iwan persönlich vor seinem Schemel.

Welcher Teufel hat den alten Hohmann nur geritten, als er auf seinem Totenbett – es muss um das Jahr 1989 gewesen sein – die Ältesten-Regel befahl? Täglich frage ich mich das. Als letzter ausgebildeter Offizier mußte er natürlich seine Nachfolge regeln. Aber war und bin ich nicht der Einzige in der Mannschaft, der eine solche Laufbahn wenigstens anstrebt? Nur eben leider auch nach wie vor der Jüngste in DB 10. Lach nicht! Sicher ist das alles relativ. Und selbstverständlich werde ich auch Otto gehorchen, bis er das Kommando für immer an den Herrgott abgibt.

Weißt Du, was ich inzwischen glaube? Warum ich Dir überhaupt immer noch schreibe, als könntest Du es nächste Woche lesen? Weshalb ich die Zeit noch in Stunden messe und Vaters alte Soldatenuhr lieber einmal zu oft aufziehe als einmal zu wenig? Ich glaube: Hoffnung ist am Ende auch nur eine Frage der Disziplin.

Wir dürfen nur nicht mit dem Schicksal hadern oder zweifeln, nicht an uns, nicht an Gott und erst recht nicht am Endsieg. Dann läßt sich sogar die Zeit bezwingen, die unser größter Feind geworden ist. Man muß sie kennen und exakt berechnen. Dann ist sie nichts weiter als die Frist zwischen zwei Befehlen, die Stunde zwischen zwei Kontrollgängen oder die Woche, mit der die Dienste wechseln.

Diese Woche habe ich Küchendienst – schon wieder. Deshalb laß Dich für heute umarmen von Deinem Fritz!

28. MÄRZ / Nachtrag: Oh Gott, Liesbeth: Ungeheuerliches geht vor. Wie es aussieht, werden wir

noch heute raus gehen. Raus! Und ich soll schuld sein. Später mehr. F.

BEN: Das kannst du jetzt schwach finden oder gleichgültig, Evelyn, von mir aus auch typisch, aber für mich war es am Anfang ein Job wie jeder andere, nicht weniger, aber eben auch nicht mehr, und so wie ich das sah, war es bei meinem Chef nicht anders.

Gerd Busch hatte im Wesentlichen auch nicht mehr vor, die Welt zu verändern. Dafür war er als Kameramann viel zu professionell, dafür konnten wir keine Spesen abrechnen und wenn du mich fragst, war er dafür auch einfach schon zu alt. Busch lächelte nicht einmal mehr über die anderen Weltverbesserer, sondern hielt einfach drauf – und fertig.

Ein Auge zugekniffen, das andere am Sucher, so ließ er sich wie ein Dackel an der Leine über die Wiese zerren, Frauchen mit dem Mikro voran, ich hinterher, rein äußerlich ein Team, aber Busch ließ sich auch davon wenig anmerken. Er wirkte beinahe cool, und man könnte sogar nüchtern sagen, wenn er nicht genau dafür konstant zweieinhalb Promille gebraucht hätte.

Dieser Pegel vor allem war mein Job, außerdem natürlich der Ton, ausreichend Akkus und was sonst noch zu den Aufgaben eines Kameraassistenten zählt. Leiter, Monse! Wo bleibt der Galgen, Monse? Stativ, mehr Kabel, Monse hier und Monse da; Ben oder gar Benjamin nannte er mich nie. Aber mit der richtigen Mischung aus Cola und Wodka in seinem Blut konnte man es mit Gerd Busch trotzdem aushalten. Dann hielt er auch selbst einiges aus, sogar einen Ostersonntag wie diesen.

Mitten in einem Wald, etwa hundert Kilometer nordwestlich von Berlin, hatte sich der traurige Rest der

deutschen Friedensbewegung versammelt. Es sollte wohl so etwas wie eine Demonstration sein, Ostermarsch nannten sie es nach guter alter Tradition, aber es passierte nichts, was auch nur eine halbe Minute Sendezeit wert gewesen wäre: Keine Polizei, nicht mal ein paar Skinheads störten die gediegene Langeweile der Protestausflügler. Sie lungerten einfach nur friedlich auf einer großen Lichtung herum, kämpften mit Pappschildern gegen unsichtbare Jagdbomber und einen Wind, der immer zorniger daran zerrte. Einige Kinder weinten, weil sich ihre Luftballons losgerissen hatten, andere hielt es nicht mehr auf den Stelzen.

Die Lichtung war viel zu groß, um von ein paar hundert Menschen ein halbwegs eindrucksvolles Fernsehbild hinzubekommen. Lass es meinetwegen auch tausend gewesen sein – jedenfalls alles kein Grund, sich dermaßen ins Zeug zu legen, wie Busch es tat. Wir hätten einen Kran gebraucht, irgendwas Hohes für eine mittelmäßig aufregende Totale. Er aber probierte es in allen möglichen Einstellungen, über Kopf und aus der Hüfte, liegend oder aus der Bewegung heraus. Allein mit der Masse seines Körpers pendelte er dabei jeden Kameraschwenk geschmeidig aus, planierte mit seinen Cowboystiefeln alle Maulwurfshügel im Weg und drehte sogar Interviews beinahe wackelfrei ohne Stativ.

Vor ein paar Zelten hockten Jugendliche und lauschten einem Liedermacher, der barfuß auf einem Leiterwagen stand. Unter seiner Gitarre trug er einen ausgeleierten Strickpullover, der sich am Rollkragen schon mit dem Vollbart zu verfilzen begann. Der ganze Kerl sah aus, als wolle er die eigene Zunft veralbern, aber offenbar meinte er es ernst. Sein Publikum kannte alle Lieder auswendig, Mädchen vor allem blinzelten den alten Sack ungeschminkt an, dabei waren die meisten kaum älter als 25, weder dick

noch hässlich, und nach einer Dusche hätte man jede zweite glatt mit in die Stadt nehmen können, mit anderen Klamotten sogar in einen angesagten Club. Aber so?

So trottete ich meinen Kollegen seit Stunden hinterher, beladen mit Taschen, Gurten und allem Krempel, den ein altmodischer Kameramann sonst noch zu brauchen glaubt – und natürlich mit einem Auge immer bei seinem Schnurrbart.

Allein dieser Bart! Buschig war gar kein Ausdruck dafür. Es war ein wildes Gestrüpp aus grauen Drähten und weit mehr als das übliche Statussymbol aller Kameramänner jenseits der Fünfzig. Busch benutzte ihn als Taschentuch und bewahrte von jeder Mahlzeit ein paar Reste darin auf. Eingeweihten aber diente der Schnauzer vor allem als zuverlässiger Seismograf: Das kleinste Zucken galt als Erdbebenwarnung. Vibrierte er schon, nutzte auch Wodka nichts mehr.

Ganze Drehtage hatte Busch mit seinen Wutanfällen schon versaut, Auftraggeber vergrault, drauf geschissen. Selbst wenn er mal Recht hatte – bevor Praktikantinnen weinten oder sich Interviewpartner bei der Chefredaktion beschwerten, achtete ich lieber auf das Frühwarnsystem. Und so hatte es, seinem Schnurrbart sei Dank, zumindest zwischen uns beiden nie größeren Ärger gegeben, bis auf das Übliche bei etwa dreißig Jahren Altersunterschied unter Kollegen, also gefühlten hundert.

Komisch, und das darfst du mir bitte nicht übel nehmen, Evelyn: Aber bis ich dich näher kannte, hat mich auch das genaue Alter von Busch nie gekümmert. Eher fragte ich mich, wie oft er für die Dauerwelle in seinen dünnen grauen Locken unter der Haube saß, warum er sich nicht mit der gleichen Hingabe um seinen Bart kümmerte und

wie das alles überhaupt einmal Mode gewesen sein konnte? Lauter Dinge, die man dann doch nie fragt. Er war einfach alt für mich, vielleicht 55, vielleicht auch fünf Jahre mehr. Nachmittags sah er meist älter aus.

Es war schon spät am Nachmittag, als ich mir langsam Sorgen zu machen begann. Busch hatte seit Stunden keinen Schluck mehr verlangt, aber war noch immer bei der Sache, als ginge es um eine dieser Großdemonstrationen der 70er oder 80er Jahre, an die er sich – und leider auch seine jungen Kollegen – so gern und oft erinnerte. Glaubte man seinen Geschichten, war er seinerzeit überall dabei und immer ganz nah dran, in Brokdorf oder gegen den Nato-Doppelbeschluss, bei den Schlachten um die Startbahn Süd – oder war es Nord? Egal. Wie bei einem Kriegsveteranen, der die einzig wahre Kameradschaft beschwört, strahlten dann seine Augen. Angeblich sei es damals nicht nur um »Fun« gegangen, wie er meinen Lebensstil grob umschrieb. Und Bilder seien das noch gewesen, Bilder!

Tatsächlich muss er für seine Aufnahmen sogar ein bisschen berühmt gewesen sein – damals. Und auch deshalb kam es mir wie ein Wunder vor, dass er eine lahme Veranstaltung wie diese überhaupt länger als zehn Minuten ertrug, eine Demo ohne Wasserwerfer und Randale. Gerd jedenfalls machte das alles nichts aus, aber mich umso nervöser.

Nach jedem zweiten Song des Liedermachers kletterte ein neuer Redner auf die provisorische Bühne. Sie klagten oder prangerten an, redeten oder beteten, meist war das schwer zu unterscheiden. Nur einmal, nachdem man eine Oma auf den Wagen gestemmt hatte, kam so etwas wie Unterhaltung auf. Sie reckte ihr knochiges Fäustchen in den Himmel, zitterte vor Wut und wurde immer wieder von

ihrer eigenen Stimme überholt, während sie die Tiefflieger verfluchte, die angeblich genau über ihrem kleinen Häuschen noch mal richtig Gas gaben.

Neben ihr stand ein Pfarrer und lächelte betreten. Er trug einen schwarzen Talar, hatte der Alten eben noch das Mikrofon justiert und riss es ihr sofort wieder aus der Hand, als sie mit ihren Verwünschungen fertig war. Dann gab er dem Liedermacher ein Zeichen und stimmte ein neues Lied an, das überhaupt kein Ende nehmen wollte. Die Leute begannen sogar an verschiedenen Stellen immer wieder von vorn, bis alle durcheinander sangen: »Herr, gib uns deinen Fri-ie-den ...«

Dieses Wochenende war jedenfalls im Eimer und Busch musste die Nase von diesem Singsang mindestens ebenso voll haben, gar nicht zu reden von der jungen Frau, die uns unermüdlich über die Lichtung scheuchte. Sein Wutanfall war überfällig.

Sie hieß Julia oder Jessi, irgendwas mit J, und war mir vorher beim Sender nie aufgefallen. Die jungen Frauen bei Kanal 5 hießen alle irgendwas mit J. Sie sahen auch immer alle gleich aus in ihren gesteppten Jacken und imitierten Reiterhosen und hielten jeden Mist für »großes Kino«. Diese Mädchen wollten unbedingt ins Fernsehen, hatten sich auf dem Weg dahin in eine Redaktion verirrt und ließen sich dort nach Kräften ausbeuten. Manche taten sogar so, als seien wir Kollegen. In Wirklichkeit, so hatte es mir Busch einmal erklärt, wurden wir auch dafür bezahlt, ihren Ehrgeiz zu ertragen und notfalls den Beitrag zu retten. Die »Küken«, wie er sie nannte, gehörten eben zum Deal und waren seiner Meinung nach genau so lange das, bis der Chef wieder mal Abwechslung unter seinem Schreibtisch brauchte. Bei Gelegenheit sagte er das den Küken auch ins Gesicht, meist »ein für alle mal«, was seine

Lieblingsfloskel war. Und wenn sie das nicht schluckten oder daraufhin Theater machten, von wegen Sexismus oder so, flogen sie auch schon mal aus seinem Auto.

Gerade erst hatte er sich einen neuen Van gekauft, schneeweiß und mit allen Schikanen. Besonders stolz war er auf das Handschuhfach, in dem nicht nur eine Anderthalb-Liter-Flasche Cola Platz fand – sondern zwei. Eine Flasche Wodka wäre auch noch rein gegangen, aber aus irgendeiner Scham, die sonst gar nicht seine Art war, mixte sich Busch seinen Treibstoff stets zu Hause vor und tarnte ihn dann in Pfandflaschen als Cola pur. »Um es zu schonen«, fuhr er das neue Auto ausschließlich selbst, auch wenn das üblicherweise der Assi machte. Weil ich das ehrlich gesagt auch besser konnte als er, hielt mich Busch am Steuer für einen Irren, aus vielen ähnlichen Gründen sowieso. Und selten war ich so zufrieden damit wie an diesem Tag.

Es ging mir von Anfang an nicht besonders. Ich hätte vielleicht auf die Nacht zuvor verzichten sollen. Aber, Mann, wer sagt schon ab, wenn er im Doro auflegen darf? Die Besitzer des Clubs waren zufrieden gewesen. Schon am Mittwoch sollte ich ihren Schuppen wieder heizen, denn der Haus-DJ hatte sich gerade nach Ibiza abgesetzt. Mit etwas Glück konnte ich sein Nachfolger werden – Resident im Doro! Dann hätte ich die Fernsehkohle nicht mehr gebraucht und endlich davon leben können, vom Plattenteller in den Mund sozusagen, hätte mehr Zeit für eigene Nummern, DJ Ben auf allen Flyern der Stadt ...

Träume dieser Art mussten mich wohl auch auf der viel zu frühen Fahrt von Berlin noch einmal übermannt haben, denn ich war erst wieder aufgewacht, als der Wagen über Wurzeln rumpelte und Busch über ein Funkloch schimpfte. Bis auf uns, einen Imbisswagen und eine Gulaschkanone,

die nicht recht dazu passen wollte, hatten sich die Friedensaktivisten tatsächlich alle zu Fuß mehrere Kilometer tief in den Wald geschleppt. Doch ob es nun hundert Spinner waren oder tausend, lila Tücher oder weiße – die Frage war eher, wen das überhaupt noch interessierte heutzutage? Außer uns waren nicht mal andere Journalisten da. Allein Julia oder Jessi ließ sich davon nicht beirren.

Mindestens 50 Demonstranten hatte sie in den ersten drei Stunden schon ihr Mikro unter die Nase gerammt. Und es sah ganz danach aus, als hätten wir erst Feierabend, wenn ihr auch noch der letzte Hippie verraten haben würde, warum er hier ist. Mit einem fröhlichen »Halli-Hallo« überrumpelte sie die Trantüten. Bei jedem »Äh« nickte sie gespannt und bedankte sich für vollständige Sätze mit einem anschmiegsamen Lächeln. Womöglich war es einer ihrer ersten Tage bei Kanal 5, denn ihrem Elan konnten selbst die immer gleichen Phrasen nichts anhaben, die sie zu hören bekam: Vom Frieden im Kleinen und im Großen und in Deutschland im Besonderen ... Die Antworten rauschten nur so durch meine Kopfhörer und wenn sich doch mal eine dazwischen verhedderte, dachte ich lediglich an den kleinen Frieden auf dieser Lichtung und die Cola-Flaschen im Handschuhfach. Der Van parkte inzwischen mehrere hundert Meter entfernt am Waldrand. Busch schnaufte schon hörbar. Am Himmel braute sich auch etwas zusammen. Und vorsorglich regelte ich schon mal das Mikrofon auf Null herunter, was meine Trommelfelle schonen würde, falls Busch gleich explodierte.

Den Interviews schadete das nicht, denn die Kamera lief schon seit einer Stunde nicht mehr mit. Busch hatte sie einfach ausgeschaltet und tat nur noch so, als würde er den ganzen Quatsch gewissenhaft aufnehmen. Nicht mal das hatte sie gemerkt. Aber niemand wollte nachher im Schnitt

wegen anderthalb Minuten Ostermarsch stundenlang Material sichten – vorausgesetzt, der Beitrag hatte überhaupt eine Chance, in die Nachrichten zu kommen.

»Was glotzt du denn so«, knurrte Busch, als der Kanon ungefähr in die 20. Runde ging. Er sah dabei nicht mal vom Sucher auf, aber sein Bart vibrierte deutlich. Und er meinte mich.

»Nichts. Ich dachte nur ... Brauchst du vielleicht irgendwas aus dem Auto?«

Busch drehte sich mitten im Interview so abrupt zu mir um, dass es Jenny – vor Schreck fiel mir sogar ihr Name wieder ein – das Mikrofon aus der Hand riss.

»Was soll ich denn jetzt bitte brauchen?!«

»Stativ, Regenschirm. Keine Ahnung. War nur nett gemeint, Mann!«

Auf mein Stichwort vom Regenschirm begann es prompt zu nieseln. Möglicherweise hatten mich auch erst die ersten Tropfen darauf gebracht. Busch allerdings wusste genauso gut wie ich, was gemeint war. Und wenn er etwas noch mehr hasste als Drehen mit Küken oder Stativ, dann genau solche Andeutungen. Er brauchte mir das nicht noch einmal »ein für alle Mal« zu erklären. Ich sah es auch so unter seiner Nase beben und hatte den Kopf schon eingezogen, als Jenny dazwischen ging.

»Geht's noch?«

Mehr sagte sie nicht, aber lächelte wie eine Grundschullehrerin. Ganz still war es plötzlich auf der Lichtung geworden, der Kanon aus, keine Redner mehr. Und wahrscheinlich nahm ich Jenny in diesem Moment

sogar das erste Mal richtig wahr: Sie trug weder eine gesteppte Jacke noch Reiterhosen, sondern einfache blaue Jeans. Den ganzen Tag hatte sie noch nicht einmal »großes Kino« gesagt und unser muffliges Schweigen geradezu professionell ertragen. Erst hatte ich das mit Schüchternheit verwechselt – aber nun war klar: Sie dachte gar nicht an uns, sondern nur an ihren Beitrag. Geht's noch? So einfach war das. Und obwohl sie sicher nicht mal ahnte, worum es ging, ließ Busch sofort von mir ab.

»Selbstverständlich«, sagte er, bückte sich nach dem Mikro und überreichte es ihr wie einen Blumenstrauß. Fehlt eigentlich nur noch, dass er sich entschuldigte. Aber da prasselte zu seinem Glück der Regen richtig los.

Jenny rannte als Erste. Busch versuchte, die Kamera unter seiner Jacke zu verbergen, und wenig später drängelten wir uns alle unter das schmale Dach des Imbisswagens. Jeder schnaufte, tropfte, fluchte. Jenny aber nutzte die Enge sofort für ihr nächstes Interview. Busch parierte und ich konnte es kaum glauben: War das noch Gerd oder nur ihr Hintern?

Der Pfarrer hieß Kuhn, schüttelte seinen nassen Talar und wollte erst nicht vor die Kamera, weil ihm seine letzten Haare kreuz und quer über der Stirn klebten. Busch half ihm mit einem Kamm. Und dann erfuhren wir doch noch, worum es in diesem Wald eigentlich ging. Möglicherweise hörte ich auch nur das erste Mal richtig zu, denn Busch hatte die Kamera diesmal an und ich musste auf den Ton achten.

Die Lichtung, so der Pfarrer, gehörte zu einem riesigen Sperrgebiet, dem sogenannten »Bombodrom«: Über 140 Quadratkilometer Wald und Heide, das sollten wir uns mal vorstellen – seit Jahrzehnten Kriegsspielplatz. Schon die

Nazis hätten Teile davon militärisch genutzt. Dann hatten die Russen die Landschaft mit Bomben und Artillerie umgepflügt. Die Bundeswehr hätte mit ihren Jagdbombern am liebsten nahtlos weitergemacht, nur hatte niemand mit dem Widerstand der umliegenden Dörfer gerechnet. Deren Einwohner schossen seit der Wende und dem Abzug der Roten Armee mit Demonstrationen und Prozessen zurück. Sie hatten genug von Lärm und wackelnden Häusern und wollten in dem verbotenen Wald wieder Pilze sammeln. »Freie Heide« hieß ihre Bürgerinitiative. Und dass Deutschland Bombenübungsplätze nicht mehr bräuchte, war lange kein schlechtes Argument vor den Gerichten gewesen.

»Seit ein paar Jahren dürfen sie nichts mehr abwerfen«, sagte Pfarrer Kuhn voller Stolz, »nur noch fliegen.« Doch während sich der Streit mühsam von einer Instanz zur nächsten schleppte, jagten deutsche Tornados längst wieder über fremde Länder und nach jeder Niederlage vor Gericht, so beklagte sich der Pfarrer, tiefer über die kleinen Häuser am Rand der Heide.

»Gerade Deutschland«, sagte Kuhn, und weil Jenny verständnisvoll nickte und das Mikrofon weiter vor seinen Mund hielt, sagte er es gleich noch mal: »Gerade wir!«

Es nutzte nur alles nichts. Auf unseren Aufnahmen würde kein Wort davon zu verstehen sein, so laut drosch der Regen auf das Dach des Imbisswagens. Da konnte ich an meinen Knöpfen drehen wie ich wollte, aber als ich kapitulierend die Hände hob, bestrafte mich Busch dennoch mit einem bösen Blick.

Wider Erwarten gingen Jenny dann doch die Fragen aus. Busch schwenkte noch einmal sorgfältig die leere Lichtung

ab, während mir die kalte Brühe in den Nacken lief, denn das schmale Dach reichte leider nicht für alle.

»Haben wir es jetzt?«, fragte ich vorsichtig.

Aber meine Kollegen hörten mich nicht. Busch schob dem Pfarrer ein Bier vor die Nase und sie palaverten los wie alte Freunde am Stammtisch. Gleich, so fürchtete ich, würden sie Zoten reißen, sich abwechselnd auf Schulter und Schenkel hauen und bestimmt noch einige Stunden so verbringen. Dann warf mir Busch jedoch plötzlich den Autoschlüssel zu, was so viel hieß wie: Hol schon mal den Wagen. Und auf dem Weg durch Matsch und Regen fragte ich mich erneut, auf welchem Trip dieser Kerl heute war. Dass er mich sogar seine Karre fahren ließ!

Ganz am Anfang meiner trostlosen Assi-Karriere hatte er mir mal was von »Distanz« erzählt, der angeblich wichtigsten Tugend für Reporter. Wir seien lediglich das »Fernglas der Zuschauer, nur Chronisten«, wie er sagte. Leere Worte. Spätestens heute hatte sich Busch klar auf eine Seite geschlagen, auf die Seite von Leuten zudem, die einen ziemlich egoistischen Kampf führten. Was wussten wir denn, ob die Fliegerei nicht doch nötig war? Und »ausgerechnet Deutschland« – warum denn ausgerechnet nicht? Es musste doch Gründe geben, warum eine Regierung so und nicht anders entschied, so wie es Gründe gab, für die sie gewählt wurde. Gründe gab es immer. Und wenn es sie gab, mussten die Bomber schließlich auch irgendwo üben. Am Ende mochte Busch diese Leute einfach, den selbst gestrickten Liedermacher, die selbstbewussten Dorfbewohner und ihren selbstgerechten Kampf gegen Goliath. Das musste es sein: Ihre Renitenz war eine Rückblende in seine eigene große Zeit. Nostalgie. Womöglich war es dem »Chronisten« damals auch schon nicht nur um »Bilder« gegangen, um Wasserwerfer und

Sitzblockaden, denn »Bilder« hatte es heute definitiv nicht gegeben.

Vorsichtig lenkte ich den Van über die Wiese. Busch hatte inzwischen sein zweites Bier ausgetrunken, aber konnte sich trotzdem nur schwer losreißen. Die Theke, der Pfarrer – irgendwas hielt ihn zurück. Jenny war es jedenfalls nicht mehr, denn die saß längst im Wagen. Als auch Busch endlich einstieg, befahl er mir mit einer herablassenden Geste, den Fahrersitz zu räumen. Selbstverständlich musste ich dafür im Regen noch einmal um sein Auto herumlaufen, während er einfach vom Beifahrersitz hinter das Steuer rutschte und beiläufig fragte, wie alt wir eigentlich seien.

»25«, antworte Jenny arglos, »warum?«

Ich kannte das alberne Ritual schon, aber weil er regelmäßig darauf bestand, stöhnte auch ich gelangweilt: „27. Immer noch 27.“

Gleich würde er fragen, was nur mit den jungen Leuten heute los sei, kein bisschen Engagement mehr, kein Funken Widerstand und so weiter, ob wir jemals Tränengas geschmeckt hätten, wie das den Gaumen kitzelt und überhaupt.

»Wisst ihr überhaupt, wie Tränengas schmeckt?«

»Oh Mann, Busch, bitte!«

»Was? Na los, ich höre: Habt ihr jemals den Kopf hingehalten, euch gewehrt oder für irgendwas gekämpft?«

Natürlich hätte ich ihn blubbern lassen können, seine Monologe einfach ausblenden wie immer, Kopfhörer auf und mich an meinen Tunes berauschen, aber es ging nicht

anders: Einmal musste ich mich schließlich auch wehren, den Kopf hinhalten und Busch ein für alle Mal sagen, was ich schon immer wollte.

»Na und«, sagte ich, und vermutlich sagte ich es sogar eine Spur zu laut: »Was hat es denn genutzt?«

Das saß. Er sah er mich von der Seite an, als hätte ich ihm einen Dolch zwischen die Rippen gestoßen.

»Ich meine euer Scheiß-Brokdorf und die ganzen Legenden! Am Ende ging es trotzdem ans Netz. Auf der blöden Startbahn West heben heute die Ferienbomber ab und ob Pershing Zwei oder Drei – wahrscheinlich hat die ganze Wettrüsterei sogar den Kalten Krieg beendet, weil dem Ostblock die Kohle ausgegangen ist.«

Jenny saß hinter uns und hatte nicht mitbekommen, wie Gerds Halsschlagadern pumpten. Stattdessen plante sie offenbar einen Beitrag, der die Welt verändern sollte.

»Was meint ihr«, fragte sie, »sollen wir vielleicht noch einen Aufsager machen?«

Ich drehte mich zu ihr um. Auch Busch starrte wütend in den Rückspiegel. Jenny aber blinzelte nur verständnislos zurück. Der Aufsager war ernst gemeint. Sie wollte den Zuschauern tatsächlich noch einmal vor der Kamera erklären, was ihre Interviewpartner schon hundertfach erklärt hatten, mit Regenschirm und Mikrofon in der Hand – selbstverlebter Reporterkitsch.

»Vielleicht trägt es ja auch was Größeres«, sagte sie, »eine halbe Stunde Reportage oder so. Ist doch ein Hammer, dass es solche Leute noch gibt ...«

»Nein«, sagte Busch scharf, beugte sich über meine Beine und ließ das Handschuhfach aufschnappen. Bart und Kehlkopf zuckten synchron, als er trank. Dann warf er mir die Flasche in den Schoß und ließ den Wagen an. Darauf erlaubte ich mir auch einen Schluck und dass sich Busch nicht einmal darüber aufregte, zeigte nur, wie schwer er wirklich beleidigt war.

Der Van schlingerte im Schlamm, während sich die Scheinwerfer durch den Wald tasteten. Jeder von uns wunderte sich, wo die ganzen Demonstranten auf einmal geblieben waren, aber behielt es für sich. Erst als der dichte Regen nahtlos in Dämmerung überging, raschelte Jenny mit einer Landkarte und stellte Mutmaßungen über die Richtung an. Gerd aber fuhr stur gerade aus, als wüsste er schon.

Eine halbe Stunde später war es richtig dunkel. Nach einer weiteren Stunde hatten wir zweimal gewendet, uns noch einmal gegenseitig angeschrien und schließlich vergeblich den Weg zurück zur Lichtung gesucht. Gerd und ich klebten mit der Stirn an der Scheibe, aber mehr als fünf Meter Sicht ließ der Regen kaum zu. Und diese Waldwege sahen alle gleich aus.

»Halt«, rief Jenny, »da war wieder eins!«

Busch setzte sofort zurück, doch das gleiche Schild hatten wir erst vor ein paar Minuten gesehen: »Militärischer Sicherheitsbereich«, stand darauf, außerdem irgendwas von Blindgängern, etlichen Verboten und Lebensgefahr.

»Vorhin stand es aber rechts«, sagte ich. »Nein, wir kamen nur von vorn«, knurrte Busch. »Egal«, stöhnte Jenny und hörte sich nun überhaupt nicht mehr an wie eine geduldige

Grundschullehrerin. »Können wir nicht einfach mal in eine Richtung fahren?«

28. MÄRZ 2004 / Nachtrag II: Drei Einträge für einen Tag, das gab es noch nie in all den Jahren und kommt Dir sicher wie Verschwendung vor. Doch die Dinge überschlagen sich nun und wollen deshalb umso exakter und zeitnah protokolliert sein.

Wenn man so will, bin ich sogar an allem Schuld. Dabei ist mir nur ein Büchsenöffner abgebrochen, ein Missgeschick – und nachgerade lächerlich, was jetzt daraus gemacht wird.

Der Dorn brach gleich nach der ersten Drehung an seiner schmalsten Stelle, wo er das Blech teilt. Vielleicht habe ich zu schräg angesetzt oder verzogen – was weiß ich. Es musste eben schnell gehen! Das Rindfleisch brutzelte schon in der Pfanne. Aber Konrad, der mir wie stets in der Küche half, kam wenig später mit leeren Händen aus dem Vorratstrakt zurück.

Erst habe ich noch gelacht, so entsetzt, wie er auf die Dosen mit Bohnengemüse starrte. Konrad hört nicht mehr besonders gut, das hätte es sein können. Oder sein Gehirn war wieder mal von der Leimschnüffelei verkleistert, und er hatte den neuen Öffner schlicht vergessen, den er holen wollte. Doch all das war es nicht. Es sei der Letzte gewesen, flüsterte er und hielt das verstümmelte Werkzeug theatralisch in die Lampe.

Nehmen wir eben ein Bajonett, sagte ich und schob erst mal das Fleisch vom Herd. Oder Josef würde irgendwas bauen, dem Juden falle sicher etwas ein ... Aber Konrad schnitt meine Worte mit einer scharfen Handbewegung ab, als dürfte ich seine Andacht nicht mit derart praktischen Überlegungen stören.

Bis auf das ewige Fauchen der Belüftung war es still in der Anlage. Ich wollte gerade zum Seitengewehr greifen, das vorschriftsmäßig an meinem Koppel baumelte, als Konrad mir beschwörend eine Hand auf den Arm legte und mit großen Augen flüsterte: Ob ich denn nicht verstehe? Eines Tages werde es auch die letzte Büchse sein. Es sei ein Zeichen. Das Ende. Ein Fanal. Dann sank er erschöpft auf einen Schemel.

Unwillkürlich drehte ich mich zur Tür. Irgendwo da hinten döste Otto vor sich hin, der solche Sprüche keinesfalls hören durfte. Wegen einer ähnlichen Lappalie hatte er Konrad schon vor einem halben Jahr beinahe erschießen lassen und das – bei allem fehlenden Respekt – sogar zu Recht: Zersetzung ist unser größter Feind, der einzige womöglich. Warum mußte Konrad auch immer gleich alles in Frage stellen, als wäre es nicht so schon schwer genug für jeden von uns? Er sei mein Freund, sagte ich ihm, aber wenn er nicht gleich das Maul halte, würde ich das melden.

Zwei Sekunden starrte er mich noch an, dann beugte er sich wieder über die Pfanne und rührte weiter im Rindfleisch. Ich dachte wirklich, damit wäre die Sache ausgestanden und versuchte es mit dem Bajonett: Rein damit, aufhebeln, nachfassen – es war auch damit kein Problem. Aber dann warf Konrad plötzlich den Löffel hin und grunzte: Dann melde es doch!

Er sprach absichtlich laut und wurde mit jedem Wort lauter. Na los, schrie er schließlich durch die ganze Anlage, oder soll ich anfangen: Reichsführer, ich melde, der von Jagemann hat was zu melden!

Sogar Josef muß davon wach geworden sein und kam verschlafen in die Küche. Otto brauchte etwas länger. Und wir nahmen erst Haltung an, als sein Sessel um die Ecke

rollte. Was denn los sei, fragte er mich, Essenfassen oder was?

Jawohl, mein Reichsführer, zwei Minuten noch.

Meine Stimme zitterte, aber Konrad zog sich ohne ein weiteres Wort in die Vorratsstollen zurück. Er fragte nicht einmal, ob er wegtreten dürfe, dabei ist Otto eher pingelig in diesen Dingen. Zum Glück sah er diesmal darüber hinweg oder hatte es gar nicht gesehen mit seinem einen Auge.

Solange die Kameraden still vor sich hin löffelten, konnte ich den Vorfall noch verschweigen. Denn noch immer hält sich jeder an das ungeschriebene Gesetz, bei den Mahlzeiten keine Gesprächsthemen zu verschwenden. Erst als alle fertig waren, meldete ich beiläufig den defekten Büchsenöffner und spielte - albern genug - eine Sache herunter, die an sich keine große war. Es sei von allem noch genug da, erklärte ich: Hunderte Konserven Wurst, sogar Rindfleisch aus dem Sonderkontingent, Gemüse natürlich und massenhaft Dosenbrot. Erst vor zwei Wochen hatte ich mit Konrad aus Langeweile Inventur gemacht. Und mit keinem Wort erwähnte ich seinen übertriebenen Auftritt.

Verstehst Du, Liesbeth? Ich Idiot will ihn da raus halten - und was passiert? Er kommt dazu, als hätte er nur auf ein Stichwort gewartet und steckt die anderen auch noch an mit seiner Hysterie. Und ausgerechnet Josef - sonst eher bedächtig - nahm das garstige Wort zuerst in den Mund: Sabotage.

Der Verdacht stand eine Weile im Raum wie eine heimliche Blähung, die ihre Wirkung erst allmählich entfaltet: Otto wollte mich dann natürlich sofort erschießen lassen, schrie

nach einem Standgericht – Insubordination! Wenigstens waren Josef und Konrad noch so weit bei Vernunft, sich an unser stilles Abkommen zu erinnern: Denn würden wir diese Art von Ottos Befehlen nicht seit Jahren vorsätzlich übergehen, wäre keiner von uns mehr am Leben.

Nun sitzt Dein armer Saboteur also im Arrest, was für sich genommen nicht schlimm wäre. Viele schöne Tage habe ich hier schon verbracht und mich immer ein wenig wie auf Fronturlaub gefühlt: Essen aufs Zimmer. Ab und zu eine Partie Schach mit dem Wachposten. Ruhe. Man hat ja sonst keinen Ort für sich. Während Otto Böttcher als Kommandeur seit Jahren das andere Gästezimmer bewohnt, wirkt hier noch alles wie neu, eine Pracht aus vertäfelten Wänden und schweren Möbeln. Nur das Grammophon ist leider kaputt. Wie oft habe ich Dich schon hierher geträumt, in Gedanken gestreichelt und mich doch wieder nur selbst berührt. Heute ist mir nicht mal danach zumute.

Draußen debattieren die Kameraden nun schon seit Stunden. Aus den wenigen Worten, die durch die Türen dringen, läßt sich schließen, daß sie längst nicht mehr nur über mein Schicksal reden. Wieder einmal scheint sich alles um das eine Thema zu drehen, das uns seit Monaten spaltet und keinen mehr kalt läßt, seit die Detonationen über uns aufgehört haben. Es geht um Befehl 343/45, unseren Auftrag, letztlich um alles.

So ein durchtriebener Hund! Plötzlich durchschaue ich auch die Dosenöffner-Affäre und könnte Konrad unter anderen Umständen für diesen Schachzug sogar bewundern: Wie er alle verrückt macht, ohne dass es auf ihn zurückfällt. Wie er gleichzeitig seinen schärfsten Widersacher ausgeschaltet hat – geradezu genial. Trotzdem

»Was? Ein Staatssekretär mit falschem Namen? Wie soll er damit durchkommen?«

»Das habe ich auch gedacht, bis mir seine Schwester gestern die letzte Kladde in die Hand drückte und erklärte, dass sie nicht gegen ihren kleinen Bruder aussagen werde. Nicht zu fassen, oder? Wie bei diesem Kinderspiel mit dem Plumpsack, der umgeht – du weißt schon: Eins, zwei, drei – faules Ei. Die Alten legen uns ihre Geschichte immer wieder heimlich hinter den Rücken, bevor sie sich verkrümelnd. Und sobald wir mal kurz nach hinten sehen, sind wir dran und rennen im Kreis.«

»Dann dreh dich einfach nicht mehr um, Evelyn! Wenn du nicht zurückschaust, bleibt der Mist liegen, wo er ist.«

»Ich meine es ernst, Benny: Die SoRex ist mir scheißegal, aber dass Wolf Jäger damit durchkommt? Wie eine Auftragskillerin hat er mich auf seinen eigenen Bruder gehetzt. Und ich Idiotin falle darauf rein.«

»Vielleicht ist ja die ganze Vergangenheitsbewältigung eine einzige Falle? Hör auf, dir für alles die Schuld zu geben, Evelyn! Sag mir lieber, was wir jetzt mit den ganzen Heften von Fritz machen sollen.«

»Wir? Versteh mich nicht falsch, aber das wirst du mal schön allein entscheiden. Ich bin viel zu befangen. Jeder würde sagen, die will nur Rache, verschmähte Liebe und so weiter. Nein. Fritz hat dir seine Geschichte anvertraut. Das letzte Heft soll ich dir auch noch geben, mit schönen Grüßen von Liesbeth. Das ist dein Plumpsack. So einfach wirst du dein Erbe auch nicht los.«

»Wieso? Ich könnte ja alles hier unten lassen – bis auf die schöne Kiste natürlich. Da passen nämlich perfekt meine Schallplatten rein, und sie reicht mir als Andenken an Fritz.

Ja, ich denke, genau so machen wir das: Wir legen seine Tagebücher in den Heldenstollen, stellvertretend für ihn ...«

»Wohin?«

»In den Heldenstollen. Wo seine Kameraden alle liegen, gleich hier nebenan.«

»Was?! Bist du verrückt? Wir haben es jetzt auch noch in einem Massengrab getrieben? Du verarschst mich doch!«

»Nein, warte - irgendwo hier, 1963, 75, es war gar nicht so lange her. Da - 2002. Willst du es selber lesen?«

12. OKTOBER 2002: Du meine gute Liesbeth! Heute gibt es wieder Trauriges zu vermelden, besonders Trauriges sogar: Der kleine Carl hat gestern für immer die Augen geschlossen.

Mittags stand er noch am Herd und vertraute mir an, es habe alles keinen Zweck mehr. Nie zuvor habe ich ihn so reden hören, nicht aus diesem Mund, der immer nur scherzte, kostete und die Lippen schürzte - genau wie wir, wenn er sich wieder einmal selbst übertroffen hatte. Zwei Stunden später legt er sich einfach hin und steht nicht mehr auf. Außer einem schwachen Blutdruck konnte Josef nichts finden. Otto schimpfte ihn deshalb einen Simulanten. Wir hatten alle Hunger. Trotzdem nutzt es natürlich wenig, einem Lebensmüden mit dem Standgericht zu drohen. Der Unsinn gipfelte in Ottos neuestem Erlaß, wonach grundloses Sterben künftig wie Fahnenflucht behandelt werde. Carl gähnte nur, dann schlief er einfach ein. Und weißt Du, was das Schlimmste ist? Ich kann ihm das nicht einmal mehr übel nehmen.

Wir waren ein Jahrgang. Das schweißt zusammen. Jetzt sind wir nur noch zu viert, und das bedeutet leider auch: kein frisches Brot mehr. Konrad ist der Letzte, der den Teig halbwegs hinbekommt, und läßt uns das sofort spüren. Sogar Heimaturlaub hat er verlangt, dieser Spitzbube. So sparen wir Mehl.

Wie Du siehst, ist es immer noch das Gleiche, sobald wir wieder einer weniger geworden sind, und doch ist diesmal alles anders. Carl ist noch nicht mal im Heldenstollen, da rumort es schon in der Truppe. Die unheimliche Stille über uns macht alle unruhig und läßt sich auch auf Befehl nur noch schwer ignorieren. Zu lange schon schweigen die Geschütze, neuerdings hören wir selbst die feindlichen Flugzeuge nur noch selten über die Lüftungsschächte donnern. Der Jude redet schon von einem neuen Spähtrupp. Otto und ich sind dagegen. Er selbst kann kaum noch laufen. Zwei müssten aber mindestens raus, und kämen die nicht zurück, wäre die Anlage unmöglich zu halten, mit anderthalb Mann.

Die Zeremonie für den kleinen Carl ist heute Abend. Von Beerdigung spricht niemand mehr. Wäre ja auch zu komisch unter der Erde! Verdient hat er es nicht, aber aus Platzmangel und Gründen der Hygiene findet er dennoch im Heldenstollen seine Ruhe. Statt der üblichen Beförderung werden wir Carl für seine Feigheit allerdings posthum zum Standartenführer degradieren und ihm wohl auch das EK Zwei abnehmen müssen, bevor er in seine Nische darf.

Hoffentlich muß ich nicht selbst Hand anlegen, aber Orden sind nun mal knapp, und mir fehlt die zweite Klasse eigentlich noch. Glaub mir, Liesbeth, wenn ich nicht wüßte, daß es Carl einerlei wäre, würde ich seins sicher nicht tragen. Außerdem werde ich nur im Stillen für ihn beten,

denn er mochte den Gedanken nie, daß es nach dem Tod noch weiter geht. Und wenn wir die Dinge einmal beim Namen nennen: Ob Gott nun mit uns ist oder nicht, EK Zwei oder Vier – irgendwann, so fürchte ich auch langsam, wird unser Auftrag nicht mehr zu erfüllen sein. So gesehen (aber das bleibt bitte unter uns!) hätte ich natürlich auch weiter Klavier spielen können oder Krieg mit den Jungs vom Gerberhof. Am Ende läuft es aufs Gleiche hinaus: Da haben wir nicht mal richtig gekämpft, aber das – immerhin – bis zum letzten Mann. **ENDE**

TAUSEND JAHRE DANK

für die Nachsicht meiner Familie, der lesenden Vorhut Gesine, Martin, Guido und Gerard, der unnachsichtigen Nachhut von André Hille, allen unerschrockenen Lesern sowieso und - natürlich doppelt - meinen Eltern.

Hans Waal, Goldbeck 2008

ACHTUNG: FORTSETZUNG FOLGT!

Wenn alles klappt, erscheint noch 2023 „**Die Vorhut**“, in der die überlebenden Helden nach der sogenannten „Zeitenwende“ erneut in den Krieg ziehen.

Falls Sie über den genauen Termin oder andere neue Veröffentlichungen informiert werden möchten, tragen Sie sich gern auf www.hanswaal.de in den Newsletter ein.

Dann – und nur, wenn wirklich ein neues Buch erscheint – bekommen Sie kurz Nachricht.

Vielen Dank für Ihr Interesse!